



BernerSpurenSuche
ALEC VON GRAFFENRIED

24. April 2018, 12.15 Uhr
Kirche St. Peter und Paul

Es gilt das gesprochene Wort

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gäste

Willkommen an der heutigen Berner Spurensuche in der Kirche St. Peter und Paul. Ich freue mich sehr, den Mittag mit Ihnen zu verbringen. Gerade an vollen Tagen tut es gut, einen Moment innezuhalten. Gerne nehme ich diese Gelegenheit wahr und möchte mit Ihnen einige Gedanken zum Thema **Ewigkeit** teilen.

Niemand kann mit Bestimmtheit sagen, was sie wirklich ist, diese Ewigkeit. Die Definition der Ewigkeit bleibt vage. Und so verwenden wir den Begriff eher unbedacht und eigentlich viel zu oft. Dies geschieht meistens im Sinne einer unbewussten Übertreibung: «**Ewigi Liebi**» schwören wir unserem Schulschatz – und die dauert dann, wenn's gut läuft, genau bis zu den Sommerferien. **Eine Ewigkeit mussten wir warten, bis der Zug abfuhr** – dabei hatte er gerade mal 20 Minuten Verspätung. **Und auch eine Ewigkeit ist es her, seit YB zum letzten Mal Meister wurde** – selbst dies eine masslose Übertreibung. Denn die paar Jahrzehnte seit dem letzten Titel sind für uns zwar eine unglaublich lange Zeit, aber eben noch lange keine Ewigkeit.

Es scheint mir, als würden wir die Ewigkeit gerne möglichst nah an uns herannehmen. Wohl auch, weil wir sie nicht richtig erfassen und noch viel weniger begreifen können. Und genau darum geht es unter anderem im Bibelspruch, den ich zum Thema ausgesucht habe:

«Alles hat er so gemacht, dass es schön ist zu seiner Zeit. Auch die ferne Zeit hat er den Menschen ins Herz gelegt, nur dass der Mensch das Werk, das Gott gemacht hat, nicht von Anfang bis Ende begreifen kann. »

(Kohelet Buch 3, Vers 11)

Auch die ferne Zeit hat er den Menschen also ins Herz gelegt – davon spüre ich in unserer Gesellschaft manchmal wenig. Im Gegenteil: In vielen Fragen scheint uns diese Zeit in der Ferne, und somit die Ewigkeit, die noch vor uns liegt, überhaupt nicht am Herzen zu liegen.

Wie ich darauf komme? Wie anders ist es zu erklären, wie wir mit unserer Welt und unserer Umwelt umgehen? Wie anders ist zu erklären, dass wir Fragen zu unserer eigenen Endlichkeit systematisch verdrängen? Wir haben zur Ewigkeit, die noch vor uns liegt, ein im besten Fall ambivalentes Verhältnis. Weshalb eigentlich? Niemand scheint mit der Ewigkeit, die bereits hinter uns liegt, ein ähnlich schwieriges Verhältnis zu pflegen. Aber die Ewigkeit in der fernen Vergangenheit sind uns ebenso unbekannt und fern wie die Ewigkeit in der Zukunft.

Vielleicht sehen wir die Ewigkeit, die hinter uns liegt, in einem direkten Zusammenhang mit unserer Geburt. Mit unserer Geburt haben sich alle ungelösten Fragen zu dieser vergangenen Ewigkeit aufgelöst. Die Ewigkeit, die noch vor uns liegt, sehen wir hingegen in Verbindung mit unserem eigenen Sterben und unserem Tod.

Und während es unsere Gesellschaft mittlerweile geschafft hat, dem Lebensanfang, also der Geburt, den Schrecken zu nehmen, ist das Lebensende weiterhin ein grosser Schrecken, ein grosses Tabuthema. Um unsere Beziehung zum Tod und zum Sterben steht es schlecht.

Dies hat viel damit zu tun, dass der Tod in den letzten Jahrzehnten an den Rand unserer Gesellschaft gedrängt wurde. Der Tod und unsere eigene Endlichkeit passen offenbar nicht in unsere Spass- und Lifestylegesellschaft. Und so lässt man sterbende Menschen und Leichen immer öfter möglichst schnell verschwinden.

Ich habe dies selber erlebt. Nach der Matura arbeitete ich ein paar Monate im Hôpital des Cadolles, im damaligen Kantonsspital in Neuenburg: Man stellte mich als Transporteur an. Meine Aufgabe war es, Patientinnen und Patienten in diesem verwinkelten Spital in ihren Spitalbetten von einer Behandlung zur nächsten zu bringen. Eine dankbare Aufgabe: Dank der Gespräche mit den Patientinnen und Patienten konnte ich nebenbei auch noch meine Französischkenntnisse verbessern. Doch ich machte noch eine viel wichtigere Erfahrung. Zu meiner Arbeit gehörte es auch – und das hatte ich im Vorfeld nicht gewusst – die verstorbenen Patientinnen und Patienten zu «entsorgen». Dafür zogen wir den Toten noch im Zimmer im Spitalbett das Duvet übers Gesicht. Die Füsse bedeckte ich dann mit dem Kopfkissen. So sah es aus, als ob das Bett leer sei, die Leiche war unsichtbar. Und diese scheinbar leeren Betten transportierte ich dann in den Keller, wo die frisch Verstorbenen umgepackt und schliesslich im Kühlraum gelagert wurden. Möglichst rasch weg – aus den Augen – aus dem Sinn. In dieser Zeit, als ich praktisch jeden Tag eine Leiche beseitigte, begann ich, mich mit dem Tod zu beschäftigen.

Mich irritiert das Verstecken der Toten. Und noch heute stört mich das Verdrängen des Sterbens und des Todes ganz allgemein. Denn das Sterben ist doch Teil des Lebens, sogar ein sehr wichtiger Teil eines eben auch bewusst gelebten Lebens. Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen, sagte schon Martin Luther, gestützt auf einen Choral von Notker, *Media vita in morte sumus*. Nur das Sterben gibt unserem Leben seinen Wert. Der Wunsch nach einem ewigen Leben verkennt, dass erst die Endlichkeit unserer Existenz dem Leben seinen Sinn gibt, nur im Gegensatz zum Tod können wir das Leben schützen und auch richtig leben. Nicht nur Kindern fällt es schwer, den Umstand zu akzeptieren, dass das Leben begrenzt ist. Es ist eine wesentliche Erkenntnis beim Heranwachsen, dass wir uns mit dem Sterben auseinandersetzen und Tod und Leben als notwendiges, unauflösliches Begriffspaar begreifen lernen. Von Kindern kann man das nicht erwarten. Das Begreifen des Lebens und des Sterbens ist ein Reifeprozess in unserer Entwicklung.

Wie eine Gesellschaft mit dem Sterben und dem Tod umgeht, ist für mich ein wichtiger Hinweis darauf, wie reif eine Gesellschaft insgesamt ist. Eine Gesellschaft, die den unabwendbaren Tod negiert, verdrängt, nicht wahrhaben will, ist irgendwie auch ein wenig naiv. Eine Gesellschaft, die gemeinsam einen angemessenen Umgang mit dem Tod definiert, den Tod ins Leben und die Gesellschaft integriert, kann dadurch auch gemeinsam einen Weg machen. Ein gemeinsames Verständnis von Leben und Tod führt zu mehr Gemeinschaft und Gemeinsinn. Eine solche neue Sterbekultur möchte ich gerne Bern näherbringen.

Ein kleines Beispiel: Während der Lebensbeginn als ein freudiges Ereignis gefeiert wird, mit Geschenken und Ritualen, wollen wir uns zum Lebensende am liebsten noch keine Gedanken machen. Alles, was uns daran erinnern könnte, weisen wir weit von uns. Die meisten unter uns haben deswegen weder ein Testament verfasst, noch eine Patientenverfügung redigiert. Sie verfügen weder über einen Vorsorgeauftrag, noch über einen Organspende Ausweis. Diese vier Dokumente, Testament, Patientenverfügung, Vorsorgeauftrag, Organspendeausweis, sollte jeder Mensch ausfüllen, jedenfalls jeder Mensch ab so ca. 50 Jahren. Weshalb? Wir werden jeden Tag älter und müssen alle irgendwann sterben – aber uns damit auseinandersetzen, das wollen wir nicht. Das Sterben und der Tod bleiben als Rätsel und als grosse offene Frage unangetastet. Stattdessen bekämpfen wir mit ganzer Kraft die Symptome des Alterns. Und so machen wir uns vor allem Gedanken darüber, welche «Super-Foods» uns das Leben verlängern und welche kosmetischen Behandlungen uns das Altern vergessen lassen könnten. Das ist, mit Verlaub, etwas unreif und auch in bisschen lächerlich.

Zum Glück gibt es aber auch ein wachsendes Bewusstsein in eine andere Richtung. Viele Menschen machen sich Gedanken über den Tod und über unser Sterben. Dr. Steffen Eychmüller ist seit 2016 ärztlicher Leiter des universitären Zentrums für Palliative Care am Inselspital Bern und Professor an der Universität Bern. Er hält zum Beispiel wenig davon, Menschen am Lebensende nur medizinisch zu betreuen. Ist jemand am Sterben, so Prof. Eychmüller, gehe es vor allem darum, mit den Ängsten des Patienten oder der Patientin umzugehen. Es gehe darum, Stress zu lindern und Einsamkeit zu vermeiden. Denn Menschen, die nicht alleine sind, haben vor dem Sterben weniger Angst.

Aber was machen wir, wenn wir erfahren, dass jemand todkrank ist? Wir sind verdattert und aus falsch verstandenem Respekt plötzlich melden wir uns nicht mehr bei einem Todkranken oder einer Todkranken. Wir nehmen damit aber nicht wirklich Rücksicht auf deren Bedürfnisse, sondern vielmehr auf unsere eigenen. Und wir lassen sie so in einem entscheidenden Moment des Lebens vollkommen alleine.

Der Walliser Soziologe und Ethnologe Bernard Crettaz setzt sich schon lange mit dem Thema Tod auseinander. Bereits 1982 gründete er auf Anfrage von Bestattungsunternehmen die Gesellschaft für thanatologische Studien, also der Wissenschaft vom Tod, vom Sterben und von der Bestattung. Im Jahr 2004 führte er in Neuenburg das erste **Café Mortel** durch – eine offene Gesprächsrunde zum Thema Tod und Sterben, die jeweils in der wohligen Atmosphäre eines Cafés stattfindet. Der Austausch über die Sterblichkeit bei Kuchen und Kaffee hat sich mittlerweile längst etabliert und ist für viele Teilnehmenden eine befreiende Erfahrung. Das Konzept wurde unterdessen in insgesamt über 50 andere Länder getragen. Auch in Bern gibt es mittlerweile ein **Death Café** (in der ZAR café*bar) am Cäcilienplatz. Die Ausschreibung lautet gemäss Homepage wie folgt: «Wie möchte ich sterben? Was kommt nach dem Tod? Wie habe ich den Tod von Angehörigen oder Freunden erlebt? ... Wir Lebenden tauschen bei einem Bier, Kaffee oder Tee aus, wie wir über den Tod denken und fühlen. Ziel ist es die Grenze zwischen Leben und Tod zu diskutieren und den eigenen Horizont zu erweitern.»

Wie möchten Sie denn sterben? Sehen Sie, meine Eltern sind an Krebs gestorben, als ich noch sehr jung war, drei meiner vier Grosseltern auch. Ich habe daher eine natürliche Abneigung gegen Krebs. Wie möchte ich denn sterben?

Heute muss ich sagen, bei all den Möglichkeiten, vor allem im Palliativbereich: ich finde Krebs gar nicht so schlecht. Jedenfalls lieber Krebs als einen Hirnschlag oder eine Herzattacke, oder gar einen wüsten Unfall. Vermutlich auch lieber Krebs als eine Demenzkrankheit.

Mit einem Krebs können Sie sich in aller Regel auf den Tod vorbereiten, Sie können Abschied nehmen, und Sie können Ihren Tod bewusst erleben. Den Tod à la carte gibt es allerdings nicht, das ist klar. Finden Sie meine Erörterungen geschmacklos? Das tut mir leid.

Ich will Sie damit bewusst auch etwas provozieren. Wir wissen nicht, was vor uns war und wir wissen nicht, was nach uns kommt. Doch das Leben, in all seinen Facetten, gilt es auszukosten. Und das «sich-mit-dem-Tod» beschäftigen ist wahrscheinlich die grösste Wertschätzung, die wir dem Leben, unserem Leben überhaupt entgegenbringen können. Und dafür setze ich mich gerne ein, politisch, gesellschaftlich, und vor allem in unserer Stadt Bern. Gerne würde ich diese Diskussion in Bern stimulieren, und vielleicht machen wir heute hier damit einen Anfang. Auf dem Weg zu einer neuen Sterbekultur, auf dem Weg zu einem offenen und weniger verkrampften Umgang mit dem Tod, auf dem Weg zu einer reiferen Gesellschaft mit einer zeitgemässen Kultur des Lebens und des Sterbens.

«Alles hat er so gemacht, dass es schön ist zu seiner Zeit. Auch die ferne Zeit hat er den Menschen ins Herz gelegt, nur dass der Mensch das Werk, das Gott gemacht hat, nicht von Anfang bis Ende begreifen kann.» steht bei Kohelet. Begreifen können wir das Leben nicht von Anfang bis Ende, und alles im Leben werden wir nie ganz begreifen. Aber wir sollen niemals, niemals aufhören, es immer wieder und immer weiter zu versuchen.

Ich möchte mich ganz herzlich bei Hans Gerny und der Christkatholischen Kirche Bern für die Einladung bedanken. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit und für die Gelegenheit zum Austausch zu den Themen Ewigkeit und Sterben. Merci. Ich wünsche Ihnen einen fröhlichen und lebendigen Tag.